

Ökumenische Barrieren

In der ökumenischen Diskussion tauchen seit einiger Zeit Positionen auf, die die Suche nach der Einheit der Christen weit hinter den jetzt erreichten Stand zurückwerfen würden, wenn sie sich durchsetzten. Es handelt sich vor allem um zwei Thesen. Die erste behauptet, die Kirchen seien in ihren Fundamenten gegensätzlich bestimmt, sie widersprüchen einander in ihrem Grundentscheid; solange diese Wesensgegensätze nicht überwunden seien, blieben alle Übereinstimmungen bedeutungslos, ja illusorisch. Die zweite verlangt als notwendige Bedingung der Einheit der Kirchen die Zustimmung zur vollständigen Glaubenslehre der katholischen Kirche. Zwischen den Dogmen gebe es keinen Rangunterschied, alle hätten gleiches Gewicht. Wer auch nur ein Dogma nicht akzeptiere, lehne die ganze Offenbarung ab und mache sich einer „Revolte gegen Gott“ schuldig. Die erste These findet sich bei Theologen und Kirchenmännern verschiedener Konfessionen, die zweite naturgemäß nur in der katholischen Kirche, so in der Vatikanzeitung „L’Osservatore Romano“ vom 25./26. Februar 1985, und zwar an so herausragender Stelle, daß man sie nicht als Privatmeinung eines einzigen Autors ansehen kann.

Beide Positionen widersprechen aber dem Zweiten Vatikanischen Konzil, ja sie stellen die ökumenische Arbeit selbst in Frage. Alle ökumenisch relevanten Aussagen des Konzils, vor allem das Dekret über den Ökumenismus, gehen wie die gesamte ökumenische Bewegung von der Voraussetzung aus, daß die Trennung der Kirchen nicht bis an die Wurzeln reicht, sondern daß alle Christen im Kern ihres Glaubens übereinstimmen. Die strittigen Fragen haben zwar so erhebliches Gewicht, daß sie die volle Einheit noch verhindern. Aber die Übereinstimmung in den zentralen Wahrheiten ist Grundlage der Hoffnung, daß auch in den Differenzen Einigung erzielt werden kann. Das Konzil spricht daher von einem „gemeinsamen Erbe“, einer „Verbundenheit“, in der alle Christen „schon miteinander vereinigt sind“, nämlich im Bekenntnis zu Jesus Christus als Gott und Herrn und einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, im Sakrament der Taufe und in der Verehrung der Heiligen Schrift. Die Unterschiede liegen für das Konzil in den Folgerungen, die die einzelnen Kirchen aus den Glaubenswahrheiten ziehen, vor allem im Hinblick auf die Stellung, die Vollmacht und die Struktur der Kirche, nicht aber in den Grundwahrheiten. Auch in der Wirklichkeit der Kirchen findet die Behauptung vom gegensätzlichen Grundentscheid keine Stütze; denn keine Kirche ist ein so einheitliches Gebilde, daß ein einziges Prinzip alles beherrschte, weswegen die angebliche Grunddivergenz sehr unterschiedlich und nirgendwo präzis benannt wird.

Zur These von der Gleichrangigkeit aller Wahrheiten ist die Stellung des Konzils ähnlich eindeutig. Beim Vergleich der Lehren miteinander dürfe man nicht vergessen, so heißt es im Ökumenismusdekret, „daß es eine Rangordnung oder ‚Hierarchie‘ der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre gibt, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens“. Lehrunterschiede sind daher ganz anders zu gewichten, wenn sie sich auf zentrale Glaubenswahrheiten beziehen, als wenn sie nur die Struktur oder die Vollmacht des kirchlichen Amtes meinen; diese Lehren sind den „primären Wahrheiten der christlichen Religion“ wie dem Erlösungswerk Jesu Christi „ohne Zweifel untergeordnet“, wie Andrea Pangrazio, damals Erzbischof von Görz, in der Konzilsdebatte diese Aussage erläuterte.

Das Wort des Konzils von der Hierarchie der Wahrheiten bietet daher eine ausreichende Grundlage für die erstmals 1983 veröffentlichte These von Heinrich Fries und Karl Rahner, als Voraussetzung der Kircheneinheit genüge die ausdrückliche Zustimmung aller zu den Grundwahrheiten des Christentums. Darüber hinaus sei lediglich notwendig, daß keine Teilkirche „dezidiert und bekenntnismäßig“ einen Satz als Widerspruch zum christlichen Glauben erklärt, der in einer anderen Teilkirche verpflichtendes Dogma ist. Die Kirchen bräuchten also nichts zu verwerfen, was sie als Inhalt des Glaubens festhalten, müßten aber die Offenheit besitzen, auch andere Interpretationen gelten zu lassen, solange alle sich zu dem Glauben bekennen, wie er in der Heiligen Schrift, den Glaubensbekenntnissen und den Konzilien der einen Christenheit der ersten Jahrhunderte grundgelegt ist.

Der zitierte Beitrag im *Osservatore Romano* richtet sich ausdrücklich gegen diese These. Er wirft ihr nichts Geringeres vor, als daß sie „mit dem christlichen Glauben unvereinbar“ sei und ihn „seiner Substanz entleere“. Wenn mit derartigen Verdikten gearbeitet wird und mit Argumenten, die sich vom Konzil distanzieren, dann geht es kaum mehr um eine nur auf die Sache bezogene Auseinandersetzung über den richtigen Weg zur Ökumene. Offensichtlich melden sich hier Kräfte zu Wort, die in der Einheit der Kirchen kein mögliches, vielleicht auch kein erstrebenswertes Ziel sehen. Wenn die Kirchen einander in ihren Grundüberzeugungen widersprechen und wenn eine Einheit nur als bedingungsloser Anschluß an die katholische Kirche möglich ist, dann müßten alle nicht-römisch-katholischen Christen Grundüberzeugungen aufgeben. Eine solche Forderung verlangt aber Unerfüllbares. Wer sie aufrechterhält, muß die Worte des Neuen Testaments von der Einheit aller an Christus Glaubenden als Utopie verstehen, die in dieser Weltzeit unerreichbar ist. Alle Bemühungen um dieses Ziel wären dann gleichermaßen utopisch. Denn eine Einheit der Christen ist nur dann denkbar, wenn sich die einzelnen Kirchen nicht selbst aufgeben müssen, sondern wenn sie die Gemeinschaft mit den anderen als Erfüllung ihres eigenen Glaubens erfahren.

Wolfgang Seibel SJ